

Bosnische Idylle

Von Dr. Anton Sieberer

Der Moslim trinkt während eines Viertels seines langen Lebens Kaffee. Ein Dorf mit drei Häusern hat drei Kafanas. Ueber einer einsamen Hütte am Wegrand, die Zweifel erregt, ob sie wohl für Menschen bestimmt sei, glimmt auf einem verwitterten Holzbrett das Wort Kafana. Drinnen stehen ein wadliger Tragherd und zwei Bänke, auf denen zur Not sechs Personen Platz finden. Keine prunkvolle Mangala sammelt die Gäste um ihre breitausladende reichverzierte Messingplatte, auf deren Rand die Schälchen sich reihen, während in der Mitte Holzkohlen geschichtet sind, auf deren Glut in der Djezva, dem türkischen Kaffeekännchen aus Kupfer oder Messing, das Wasser mit dem feinen Kaffeestaub fängt. Es ist ein langwieriges Geschäft, den Kaffeestaub so klein zu bekommen in den langen Messingzylindern, die doch nichts anderes sind als eine südlische Metamorphose unserer biedereren behäbigen Kaffeemühlen. Auf den Kaffee folgt des öfteren ein Gläschen Rakija, das mit einer Art böllischen Stolz gepriesene Volksgift aus Zwetschen, das aber in mir trotz böllischen Bemühens kein anderes Gefühl zu erwecken vermochte als das des Brechreizes, genau so wie der französische Marc oder sonst irgendeine nationale Abari Sibovij oder Trebernbrandwein.

Etwas mehr Verständnis konnte ich für Duza aufbringen, unter der sich der unwissende Leser eine etwas gegorene süße, dünne Mehlsuppe vorstellen möge. Gute Dienste leistet die Limonade der zahlreichen Limonadenverkäufer, die ihre Ware in einem vielgliedrigen Turm am Rücken spazieren tragen, aus dem bei Bedarf eine Verbeugung des Verkäufers das Raß entquellen läßt, das sich in einem geschickt geleiteten langen Strahl, der einem medizinischen Mundschonk zur Ehre gereicht hätte, in das Glas ergießt. Doch kann man in Sarajevo mit purem Trinkwasser recht gut auskommen, denn diese Stadt erfreut sich des Rufes, das beste Trinkwasser unter allen europäischen Städten zu besitzen, ja, darin sogar Wien zu übertreffen.

Gemähtigt war meine Begeisterung bei Baklaba und den vielfältigen ähnlichen Süßigkeiten in supersüßen dicken Zuckersäften. Sie entfachte sich an Lonac, dem gedünsteten Fleisch- und Gemüsemischmasch, und brannte in hellen Flammen bei Cevapcici, den kleinen fasziierten gewürzten Fleischwürstchen, deren zehn eine mittlere Portion ausmachen, und angefüllt der Majnjici, die auf dem Miniaturspieß von den Ausmaßen einer größeren Stricknadel, auf dem sie gebraten wurden, dem Gast gereicht werden. Cevapcici kann man auch bei Straßenverkäufern erwerben; sie braten sie auf einem primitiven Rost über einem kleinen Holzkohlenfeuer und reichen die lederen Dingerchen in eines der flachen gerillten bosnischen Brote eingelegt, die sich biegen und ziehen lassen wie ein Gummibadeschwamm.

Zu Dubenden aber stehen bei Wochenmärkten in den Straßen bosnischer Städte kleine

Lische, auf denen ganze oder halbe gebratene Schafe die Vorüberwandelnden anlocken, ein Viertelkilo stehend in den fettrefendenden Mund zu führen. Das ist ein billiges Vergnügen, denn ein ausgewachsenes lebendiges Schaf bekommt man in dem Land schon für 40 bis 50 Dinar, das sind ungefähr 5 Schilling, zu kaufen. Der armselige Besitzer treibt ein halbes Duzend seiner Schüßlinge einen halben Tag weit zum Markt, manchmal sieht man zerlumpte Bauerlein mit zwei, ja mit einem einzigen Schaf, stundenweit auf der Landstraße spazieren. Aber auch für den billigen Preis finden sich manchmal nicht die Käufer, denn Jugoslawien hat blutwenig Geld, viel zu wenig, um seine eigenen Lebensmittel zu kaufen.

Doch lehren wir zu unseren Schäfchen zurück, die, mit Säulein, Decklein und umgeschürzten Pferdelein abwechselnd, die Landstraßen bevölkern. Befährt man mit Auto oder Motorrad Bosnien, so taucht selten ein ebenbürtiger Gegner auf. Das ist gut so, denn auf diese Weise ereilt uns selten die gerechte Vergeltung für die Staubwolken, in die wir Mensch und Tier auf unserer Bahn einwickeln. Man kann getrost auf der falschen Straßenseite flott um Kurven fahren, ohne befürchten zu müssen, daß man einem Sportfreund in die Arme läuft. Kann man aber sicher sein, daß kein Auto hinter dem Eck steht, so steht dort wahrscheinlich ein Ochse, ein Muli oder ein verschlafenes Bauernwagerl. Am unproblematishesten gestaltet sich das Aufeinandertreffen von Schaf und Auto. Das Schaf hat vom ersten Augenblick an besinnungslose Angst und rennt, was es kann. Das Muli unterscheidet sich vorteilhaft vom Pferd, denn es ist ungleich kaltblütiger, tut mit ein paar Schritten das Richtige. Das Pferd ist zweifellos am nervösesten, es ist unberechenbar; wenn es am Halfter gehalten wird, tanzt es nach rückwärts. Ein herzloser Fahrer kann sich das Vergnügen leisten, ein verängstigtes Tierchen bis zur Erschöpfung kilometerweit vor sich herzutreiben, bis es bei einer Kurve endlich garadeaus läuft. Ochsen scheinen zu wissen, daß das knatternde Vieh da vor ihnen höchstpersönliches Interesse hat, ihnen nicht weh zu tun; denn sie bleiben unerschütterlich stehen. Doch ist es hier nicht der Stoizismus der Dummheit, wie er bei Gänsen und Menschen so häufig ist, die ihren Mut damit beweisen wollen, daß sie erst im letzten Augenblick langsam ausweichen. Ist man aber einen Meter nur mehr vom Ochsen entfernt, dann kriegt es auch er mit der Angst zu tun. Schwerfällige Kolosse entwickeln eine Behendigkeit, die man ihnen nicht zugetraut hätte. Elegant bugeln sie ihre paar Pentner über weite Straßen. Es gibt unter den Autofahrern Freunde der Geflügeljagd. Ihnen ist eine Fahrt durch Ungarn, Slabonien und Bosnien zu empfehlen.

Am schwersten ist aber der jugoslawische Kutscher zu behandeln. In dem Land könnten ein paar Duzend Ohrenspezialisten viel Gutes wirken. Wer nach Jugoslawien fährt, statt

seinen Wagen vor allem mit einem extrahartem Signalhorn aus.

Belustigend ist die Wirkung auf die jugendliche Bevölkerung. Während das Viehzeug von der Straße weg seinen Lauf lenkt, stürmt die Jugend der Straße zu. Man hat Angst, so ein kleiner dreckiger Piepmatz könnte beim Rennen seine Füße verlieren; so groß ist sein Eifer. Winken und heitere Zurufe der neugierigen, gutmütigen, unabhäuferten Gesichter heitern die Seele auf.

Die zahllosen Steinklopfer auf den Schotterhöfen ziehen die Beine ein, die richtigen Straßenarbeiter gehen ausnahmslos freundlich grüßend ihrer Freude Ausdruck über die Tatsache, daß ein richtiger Herr die von ihnen gepflegte Straße würdigt.

Es erfrischt das Westeuropäerherz, sich einmal in der unverwechsellichsten Atmosphäre dieser maschinenlosen Primitivität zu baden.

In bosnischer Ursprünglichkeit gewinnt Bosnien sein Getreide. Was läuft dort die Stoppel Pflanze in langsam verengendem Kreis um den Pflock in der Mitte, mit dem sie ein Strick verbindet? Sie treten die Körner aus dem Stroß. Um es aber von Spreu zu befreien, muß man auf Wind warten. Dann wird geworfelt. Von der Schaufel hochgeworfen, fallen die Körner zu Boden, während der Wind den leichten Mist zur Seite bläst.

Wozu dienen die schwärzlichen Pfahlhäuschen am Flußufer, manche von ihnen so klein wie ein verschwiegenes Döckchen? Eine Stange führt durch ihren Boden; an ihrem unteren Ende sitzt waagrecht ein kleines Schaufelrad, auf das einseitig Wasser rinnt.

Jahrhunderte der Fortentwicklung scheinen spurlos an den Bauern der Herzegovina vorübergegangen zu sein, die ohne Pflug die widerpenstige Scholle großer Felder aufreißten. Zwanzig, dreißig Männer, eng nebeneinander in einer geraden Linie, rüden Dezimeter um Dezimeter vor, schwingen, wie von einer Kraft angetrieben, ihre schweren Hauen hoch und lassen sie in der nächsten Sekunde wie ein Mann in die harte Erde fallen. Sie bearbeiten die Felder im großen Polje nicht anders als die winzigen roten Erdoasen auf dem Grunde der Dolinenkessel.

Spinnend treiben Bauernfrauen ihre Riegen und Schafe vor sich her, an der rechten Hand den Koden, links die Spindel. Wenn sie nicht spinnen, stricken sie an den unmäßig dicken Wollstrümpfen und -soden. Nicht der Kälte, sondern den Schlangen zuliebe sind sie so dick.

Ziegenhütende Spinnerinnen zwischen den reliefgeschmückten, mannshohen Steinlöwen eines uralten Bogumilfriedhofs, der ohne Umfriedung auf dem weitgedehnten dünnen Grassoden steht: Wir vergessen unsere hurtige Zivilisation und atmen Luft des 16. Jahrhunderts.

Naturwissenschaftliche Kurzberichte

Plattnerimpfstoff aus Hühneriern. Die Pockenlymphe wurde bekanntlich bisher von Mäthern gewonnen. Der Erreger der echten Plattner ist mikroskopisch nicht wahrnehmbar, d. h. seine Größe dürfte unter der Grenze der mikroskopischen Sichtbarkeit liegen. Dennoch gelingt es, ihn zu überimpfen und zu züchten, freilich nicht wie die Bakterien auf künstlichen Nährböden, sondern nur auf lebenden Zellen, entweder in Tierkörpern oder in Gewebekulturen. Durch mehrfache Passagen durch Tierkörper verliert der Ansteckungsstoff seine Gefährlichkeit für den Menschen, ohne dabei aber die Fähigkeit einzubüßen, den menschlichen Körper zur Bildung eines Gegengiftes anzuregen. Darauf beruht die Schutzimpfung mit Mätherlymphe. Diese wird hergestellt aus dem Inhalt der Pockenbläschen von infizierten Mäthern. Der Gedanke, daß diese Lymphe pockenkranker Mäther den schönen, gesunden Körperchen der kleinen Kinder eingepflanzt werden muß, mag für viele Eltern eine sehr unangenehme Vorstellung sein, wenn man auch heute von der Notwendigkeit dieser Maßnahme allgemein überzeugt ist und den Segen dieser Einführung schätzen gelernt hat. — Nun hat man eine neue Methode zur Herstellung des Impfstoffes gefunden, die viele Vorzüge hat. Es gelingt nämlich, den Infektionsstoff auch in Hühneriern zur Vermehrung zu bringen. Die Eier werden durch ein feines Loch in der Eihaut angepöckelt. Das Loch wird mit einem durchsichtigen Glimmerplättchen geschlossen. Schon nach einigen Tagen zeigt sich eine deutliche Trübung in dem Ei, ein Zeichen, daß die Infektion gefangen hat. Der unsichtbare Erreger läßt sich von Ei zu Ei weiterzüchten. Wird der aus den Eiern gewonnene Impfstoff nun Menschen injiziert, dann verläuft, bei gleich günstiger Schutzwirkung, die Impfreaktion oft sogar milder als bei der Impfung mit Mätherlymphe. Die Herstellung ist einfacher und billiger, die Haltbarkeit größer. Ein weiterer großer Vorteil ist der, daß der Impfstoff aus Eiern frei ist von anderen Keimen, so daß gesundheitliche Störungen, wie sie bisher die und da, wenn auch sehr

selten, vorgekommen sind, ganz vermieden werden können.

Keine Grippe-Epidemien mehr! Es wird in Zukunft möglich sein, der Ausbreitung von Grippe-Epidemien durch eine perorale Schutzimpfung entgegenzuwirken, d. h. durch ein Impffahrzeug, bei welchem der Impfstoff nicht eingespritzt zu werden braucht, sondern einfach geschluckt werden kann. Daß man in diesem Falle noch von einer „Impfung“ spricht, hängt damit zusammen, daß dieses neue Medikament nach Art mancher Impfstoffe aus den getöteten Krankheitskeimern selbst besteht, durch deren Einverleibung Gegengifte im Körper erzeugt werden, welche vor der Infektion schützen. — Ueber den Erreger oder richtiger über die Erreger der Grippe steht freilich heute noch nichts Endgültiges fest. Der Bacillus Influenzae scheint nicht die alleinige Ursache zu sein. Wahrscheinlich kommen für die Grippe selbst und ihre verschiedenen Folgeerscheinungen noch eine ganze Reihe anderer Erreger, vor allem auch Eitererreger verschiedener Art in Betracht. Man versuchte zuerst mit gutem Erfolg, die in Frage stehenden Bazillen abgetötet unter die Haut einzupflanzen. Aber solche Impfungen sind immer umständlich und nicht so leicht durchführbar. Dann aber lehrte das Tierexperiment, daß die Bazillen auch von der Magen-Darm-Wand her in den Körper aufgenommen werden können. Freilich erfolgt diese Aufnahme nur dann mit einiger Sicherheit, wenn gleichzeitig etwas Rindergalle gegeben wird. Diese wirkt nämlich auf die Darmwand gewissermaßen reizend und macht sie so bereit zur Aufnahme der Krankheitskeime. Ein Schweizer Institut erzeugt nun einen solchen innerlich zu nehmenden Grippe-Schutzstoff, das „Vaccin“, mit dem bereits gute Erfolge erzielt worden sind. Dieses Medikament wird in Form von Tabletten von nur 0,2 Gramm gegeben, die aus einem Gemisch der verschiedenen abgetöteten Bakterien und einem kleinen Zusatz von Rindergalle bestehen. Sie werden mit Wasser genommen und lösen sich erst im Magen auf. Das Vaccin wird nur drei Tage

lang eingenommen. Für Erwachsene reichen im ganzen sieben Stück der winzigen Tabletten aus. Die Immunität gegen Grippe tritt etwa eine Woche nach der ersten „Impfung“ ein.

Und sie hören doch! Die Fische nämlich. So behauptet wenigstens ein ungarischer Forscher auf Grund seiner Erfahrungen an verschiedenen Süßwasserfischen. Es war früher schon wiederholt behauptet worden, daß Fische in Teichen auf das Zeichen einer Glocke hin, die am Teichufer geläutet wurde, zur Fütterung herbeigeschwommen kommen. Aber jedesmal zeigte es sich dann bei genauerer Nachprüfung, daß die Tiere wahrscheinlich nicht das Glockenzeichen selbst wahrgenommen hatten, sondern auf allerlei Nebenerscheinungen reagierten. Entweder hatten sie die Bewegungen am Teichufer gesehen, oder den Schatten der sich nähernden Person, oder sie waren überhaupt nur an eine bestimmte Fütterungsstunde gewöhnt worden. Tiere verschiedener Art, selbst Insekten, lassen sich nämlich verhältnismäßig leicht auf die Einhaltung bestimmter Zeitpunkte dressieren. Nun aber scheint es nach diesen neuesten Untersuchungen doch, als ob die stummen Fische nicht ganz abgeschliffen wären von unserer Welt der Töne und nicht ganz unfähig, Klänge wahrzunehmen und zu unterscheiden. Es muß nur vor allem die Lautstärke eine beträchtliche sein. Die Versuche beziehen sich auf Aquarienfische. Die Töne, auf die man die Fische dressierte, wurden durch verschiedene Instrumente, u. a. durch einen elektrischen Tonerzeugungsapparat, durch Glocken oder durch einen Radioapparat hervorgerufen. Der verwendete Lautsprecher ruhte entweder direkt auf dem Aquarium auf oder die Übertragung erfolgte durch die Luft. Der Beobachter befand sich in einem Nebenraum. Auf Erklängen eines bestimmten Tones kamen die Tiere aus den verschiedenen Teilen des großen, dicht bepflanzen Beckens zu einer bestimmten Futterstelle herbeigeschwommen. Man konnte recht genau feststellen, zwischen welchen Grenzen der Tonhöhe die Wahrnehmungsfähigkeit am günstigsten ist. Das Signal zum Sammeln wurde von den Tieren auch aus andauerndem Lärm herausgehört. Jüngere Tiere folgen ihm im allgemeinen sicherer und schneller als ältere Tiere. G. Albt.

Amerikana

Die „Anti-Wolkenkratzer-Liga“, die seit 29 Jahren in New York besteht, hat während des Streiks der Fahrstuhlführer 22.000 neue Mitglieder gewonnen, die versprochen haben, in Wort und Schrift gegen das „Wolkenkratzen“ anzugehen; bisher hatte die Liga nur 725 Mitglieder gezählt.

Der „Georgetown Star“, Georgetown (Mississippi) hat die Heiratsanzeige der 24-jährigen Mary Copper veröffentlicht, die bis vor zwei Jahren ein Mann war und nun einen Mann zur Ehe sucht, der früher eine Frau war.

Ein neues Auskunftsbureau in Los Angeles liefert gegen ein Einheitshonorar von fünf Dollar die Lebensgeschichte jedes gewünschten Filmstars mit allen Einzelheiten und Eheschließungen.

Charles O'Brien, der „König der Tramps“, ist in Chicago gestorben und hat 8000 Dollars in Wertpapieren hinterlassen. Dieses Vermögen stammt aus seinen Einnahmen als „Generaldirektor des Ringes der Vereinigungen der Tramps der U.S.A.“

In Denver (Colorado) dürfen aus unbesannten Gründen in keinem Haushalt mehr als sieben Katzen gehalten werden.

Wegen „Leichenberaubung, begangen an einem Hund“, ist ein Landstreicher aus Boston bestraft worden; er hatte auf dem dortigen Hundefriedhof das Mausoleum eines Bernhardsiners geöffnet und dem Sarkophag ein juwelbesetztes Halsband entnommen; die Strafe betrug acht Tage Haft.

Gegenüber dem zweiten Mädchengymnasium in Atlanta (Georgia) befindet sich eine Marmorplatte mit der Aufschrift: „Hier wurden dem Regent Josuah Tremm drei Rippen gebrochen, weil er versucht hatte, die weißen Mädchen beim Unterrichte zu beobachten.“

Die religiöse Sekte „Alleroberstes Himmelreich“ beschäftigt nur „Priester“, die noch nicht 18 Jahre alt sind. Die Predigten dürfen nur in Spielwarengeschäften erfolgen. In Baltimore hat die Sekte 2000 Anhänger.

Eine Mischrasse aus nachweisbar 288 Hühnerrassen erzielte den ersten Preis auf einer Geflügelausstellung in Fresno (Kalifornien).

In Rockfield (Montana) haben sich alle verschiedenen Männer verabredet, sich dreieckige Nippelbärte wachsen zu lassen.

Ein altes Gesetz verbietet in Manhattan (New York), daß Männer zwei Strümpfe in verschiedenen Farben tragen; Douglas Orfan

Mosler, 32 Jahre alt, ist jetzt zu einem Dollar Strafe verurteilt worden, weil er das Gesetz auf einem Maskenball mißachtet hatte.

Manfred Vink, Buchhalter in New Jersey, hält den Rekord im Kopfstehen, den Rekord im Purzelbaumschlagen, den Rekord „Wortrückwärts aussprechen“ und den Rekord „Hunde-zümmen“; ein weiterer Rekordversuch, bei dem er die bestehende Höchstleistung im Austrinken von Lebertran (8 Liter in einer Stunde) brechen wollte, ist ihm mißglückt.

Die Nationalbibliothek in Washington hat ihre Besucher gebeten, ihre Testamente nicht mehr unter und in selten gelesenen Büchern zu verstecken, damit die Erben nicht mehr Unordnung in der Bibliothek anrichten können.

Das einzige Museum der Welt, das eine vollständige Sammlung von Toilettepapieren, deren Vorläufern und Surrogaten, enthält, befindet sich in Los Angeles; täglich weist es mehr als 500 Besucher auf.

Ein elf Meter langes Auto hat sich ein Monteur aus Pittsburg gebaut. Er kann darin nur in wenigen Straßen außerhalb der Stadt fahren; das Innere des Wagens ist zu einer Zweizimmerwohnung mit Bad und Küche ausgebaut.

Das Bad

Von Michajl Sostschenko

In Amerika, Bürger, soll es ganz ausgezeichnete Bäder geben. Kommt dort zum Beispiel ein Bürger hin, zieht die Wäsche aus, wirft sie in ein besonderes Fach und geht baden. Er wird sich wegen eines Diebstahls oder Verlustes nicht beunruhigen, ja nicht einmal eine Karte wird er sich nehmen.

Nun, vielleicht sagt irgendein unruhiger Amerikaner zum Bademeister:

„God bye — gibt drauf acht.“

Das ist alles.

So ein Amerikaner badet, kommt zurück und erhält dann reine, gewaschene und geplättete Wäsche. Die Fußlappen weiß wie Schnee. Die Unterhosen gestopft und gestickt.

Das ist ein Leben!

Wir haben gute Bäder. Aber auch ärgere.

Nur hat es bei uns einen Haken mit den Karten. Vergangenen Samstag ging ich ins Bad (ich werde doch nicht nach Amerika fahren, sagte ich mir), und bekomme zwei Karten. Eine für die Wäsche, die andere für Rock und Hut.

Wo soll ein nackter Mensch die Karten hingeben? Man weiß ganz einfach nicht wohin. Ringsum hat man den Bauch und dann die Beine. Die Karten machen einem nur Schande. Man wickelt sich sie doch nicht an den Bart binden.

Nun, ich hand mir an jedes Bein eine Karte, damit ich sie nicht beide auf einmal verliere. Und ging ins Badhaus.

Die Karten baumeln mir um die Beine. Es fällt einem nicht leicht, das Gehen. Und gehen muß man doch. Weil man doch ein Schaff braucht. Was ist das für ein Baden ohne Schaff? Nur eine Schande.

Ich suche ein Schaff. Schame — ein Bürger badet sich in drei Schaffen auf einmal. In dem einen steht er, im zweiten feilt er sich den Kopf ein und das dritte Schaff hält er mit der Linken fest, damit es ihm niemand wegnimmt.

Ich ziehe das Schaff zu mir, will es ihm, unter anderen, wegnehmen, doch der Bürger läßt es nicht los.

„Was“, sagt er, „du stiehlt fremde Schaffe? Wenn ich dir eine“, sagt er, „damit über den Schädel gebe, wirst du gerade keine Freunde haben.“

Ich sage:

„Wir haben kein Parentregime mehr“, sage ich, „daß du mir das Schaff um den Schädel hauen könntest. So ein Egoismus!“ sage ich. „Die anderen“, sage ich, „wollen doch auch baden. Wir sind doch hier in keinem Theater“, sage ich.

Er wendet mir den Rücken zu und wäscht sich weiter.

„Ich werde doch nicht“, denke ich mir, „da bei ihm stehen. Jetzt“, denke ich mir, „wird sich der Kerl bestimmt zum Trost drei Tage lang waschen.“

Ich ging also weiter.

Eine Stunde später sehe ich: ein alter Gewatter hat sich verhäut und das Schaff aus den Händen gelassen. Ob er sich nach der Seife bückte oder bloß so verträumt war, ich weiß es nicht. Aber das Schaff habe ich mir genommen.

Jetzt habe ich ein Schaff, aber keinen Platz, wo ich mich hinsetzen könnte. Stehend sich baden, ist denn das ein Baden? Nur eine Schande.

Gut, Ich stehe stehend, halte das Schaff in der Hand, wasche mich.

Und ringsherum, du guter Gott, waschen sie Wäsche mit vereinten Kräften. Der eine

wäscht Socken, der andere schneert Unterhosen, der dritte wringt etwas aus. Kaum hast du dich — sagen wir — gewaschen, gleich bist du wieder schmutzig. Sie spritzen wie die Teufel. Und ein Körnchen ist das beim WäscheWaschen — man verliert alle Lust zum Baden. Hört nicht einmal, wo man sich einseift. Eine Schande.

„Hol sie der Hund“, denke ich mir, „ich wasche mich daheim zu Ende.“

Ich gehe in den Vorraum. Dort gibt man die Wäsche auf die Karten aus. Ich schaue, alles gehört mir, bis auf die Socken.

„Bürger“, sage ich, „auf den meinen war hier ein Loch. Auf denen aber ist es erst da.“

Der Bademeister sagt: „Wir haben nicht den Auftrag, die Löcher zu büten. Wir sind doch hier in keinem Theater“, sagt er.

Gut. Ich ziehe die Socken an, gehe um den Rock. Man will mir den Rock nicht ausgeben, verlangt die Karte. Aber die Karte habe ich am Bein vergessen. Ich muß mich ausziehen. Ziehe mir die Socken herunter, suche die Karte — sie ist nicht da. Der Bindfaden ist da, am Bein, aber das Papier nicht. Das Papier hat sich aufgeweicht.

Ich reiche dem Bademeister den Bindfaden, er nimmt ihn nicht.

„Auf einen Bindfaden“, sagt er, „wird nichts ausgegeben. Da würde sich“, sagt er, „jeder Bürger Bindfäden zurechtschneiden, daß wir mit den Rücken gar nicht langten.“ „Warte“, sagt er, „bis das Publikum fortgegangen ist, dann gebe ich dir, was übrigbleibt.“

„Brüderchen, und was, wenn so ein Schand zurückbleibt? Wir sind doch hier in keinem Theater“, sage ich. „Gib mir den Rock“, sage ich, „nach besonderen Kennzeichen. Die eine Tasche“, sage ich, „ist zerrissen und die andere fehlt überhaupt. Was die Knöpfe anbelangt“, sage ich, „sind die oberen vorhanden, die unteren sehe ich nicht voraus.“

Man hat mir ihn doch ausgehändigt. Nicht einmal den Bindfaden haben sie genommen.

Ich zog mich an, ging auf die Straße. Plötzlich fiel mir ein: ich habe die Seife dort vergessen.

Chinesische Kinder lernen lesen

Wenn ein Europäer versucht, Chinesisch zu lernen, dann scheint das geradezu ein abenteuerliches Unternehmen zu sein, dessen Schwierigkeiten kaum zu überwinden sind. Fremde Schriftzeichen, fremde Grammatik, das wäre das Wenigste. Aber das Chinesische ist, wie wir wissen, von fast allen anderen Sprachen unterschieden, weil es keine Buchstabenschrift, sondern eine Wortschrift ist, es gibt also für jedes Wort ein besonderes Schriftzeichen, das man kennen muß.

Nach einer neuen Verordnung müssen heute alle Chinesischen Kinder lesen lernen, ja sogar die Erwachsenen, die bisher Analphabeten blieben, ihre Ausbildung nachholen. Wie wird das nun praktisch gemacht? Es ist nämlich gar nicht so sehr schwierig, wenn wir nur von unseren überkommenen Begriffen etwas abgehen.

Wir haben mit dem Lesen von Buchstaben angefangen und sind dann zur Bildung von Worten übergegangen. Aber bis wir fließend lesen konnten, ist so eine geraume Zeit verstrichen. Denn im Grunde ist unsere Methode gar nicht sehr rationell. Letzten Endes kommt es auch für uns darauf an, das Wortbild zu erfassen, nicht den einzelnen Buchstaben. Wer einmal Korrektur gelesen und die beispiellose Konzentration aufgebracht hat, die das erfordert

Alte Maschine

Du ruhest, Maschine! Unheimliche Stille ist um dich. Kein Pfeifen der Ventile einig sich mit der Räder Saufen, paart sich mit des Dampfes Brausen; kalt und finster ist dein früher feurig Maul und die Riemen hängen schlaff und faul.

Die Zeit hat dich mit dickem Staub bedeckt. — Du schläfst, Maschine! Keiner weckt dich aus dem dumpfen Brüten. — Dein Körper sitzt schon locker in den Rieten, er sieht so müde aus, ganz ohne Kraft, gebrechlich, schwach und greisenhaft.

Sald wird man dich zerlegen, Stück um Stück zum Verschrotten verläßt du die Fabrik. — Und auf den Platz, den du so lange eingenommen, wird eine deiner neuen Schwestern kommen und wird statt dir die Hämmer treiben — und alles, alles wird beim Alten bleiben!

K A I I O I.



So lehrte ich wieder um. Man will mich im Rock nicht hineinlassen.

„Ziehen Sie sich aus“, sagt man mir.

„Ich kann mich doch nicht, Bürger, zum drittenmal ausziehen. Wir sind doch hier in keinem Theater“, sage ich. „Gebt mir wenigstens den Gegenwert der Seife in bar.“

Sie wollten nicht.

Wenn nicht so nicht — macht nichts. Ich ging ohne Seife fort.

Natürlich kann der Leser neugierig sein: Was ist denn das für ein Bad? Wo ist es? Die Adresse?

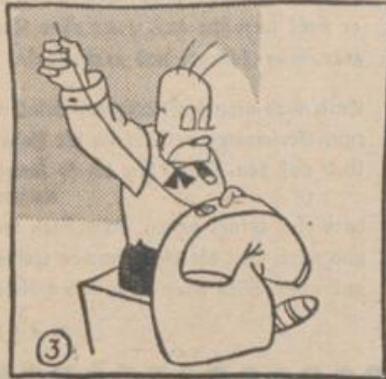
Was für ein Bad? Nun, gewöhnlich dort, wo das Baden zehn Kopfen kostet.

(Deutsch von Julius Mader.)

weiß, wie wenig der Buchstabe im Verhältnis zum Wortbild in unserer Schrift noch bedeutet. Eine neue Lesemethode versucht sogar auch bei uns, vom Wortbild auszugehen und es erst später in seine Bestandteile, die Buchstaben, zu zerlegen, um so die Anfangsschwierigkeiten zu erleichtern. Und ebenso arbeiten seit vielen Jahrhunderten die Chinesen.

Die Kinder bekommen Holztafelchen, auf denen Schriftzeichen angebracht sind. Daneben steht eine Zeichnung des Gegenstandes, den das Schriftzeichen bedeutet, und dem es meistens, wenn auch nur sehr entfernt, gleich. Das ist wie ein Spiel, und wenn sie aus der Schule kommen, die schlängeligen Buben und Mädchen, steht man sie neugierig die Kellamenschilder auf der Straße studieren, um ihr Geheimnis zu ergründen. Jeden Tag kommen ein paar neue Schriftzeichen hinzu, und das Kind lernt gleichzeitig den bezeichneten Gegenstand kennen. Und bald fängt man auch an, mit Pinsel und Tusch die kugelförmigen Zeichen nachzumalen.

Gewiß läßt sich bei einem Bestand von etwa 50.000 Schriftzeichen immer nur ein kleiner Teil erlernen. Aber was für den täglichen Gebrauch nötig ist, ergibt sich nach nicht allzu langer Zeit. Für die anderen Zeichen gibt es dann Nachschlagebücher. Und müssen schließlich nicht auch wir, wenn uns ein fremdes Wort begegnet, in einem Konversationslexikon nach seiner Bedeutung suchen?



Copyright P. I. B. Bax & Copenhagen

Adamson ist Junggeselle

Aus Reichstagsreden

Es wird bei uns Deutschen mit wenig so viel Zeit totgeschlagen wie mit dem Biertrinken.
Kürst Bismarck, 28. März 1881.

Aber, das kann ich sagen: aus der gesamten Lektüre, die ich gepflogen habe, habe ich die Uebersetzung nicht gewinnen können, daß wir in der Produktion von Kohl hinter anderen Nationen zurückstehen.
Kba. Dr. Weber, 17. März 1885.

Was so eine richtige deutsche Geduld ist, die wird überhaupt nicht leicht erschöpft.
Kba. Haber, 25. November 1885.

Der Herr Vortredner hat auch angeführt, wieviel Leute in Deutschland verurteilt werden. Es werden fast so viel Leute verurteilt, als überhaupt da sind.
Kba. Dr. Bödel, 30. Jänner 1891.

Die Vernunft als solche ist kein als verfassungsmäßig anerkannter Faktor.
Staatsminister Dr. v. Bötticher, 19. Jänner 1891.

Man muß sich erinnern, daß das deutsche Volk geschlechtslos ist, d. h., daß alle verschiedenen Geschlechter im Volke vorhanden sind, und daß die deutsche Frau an jeden deutschen Abgeordneten genau dasselbe Recht hat wie der deutsche Mann.
Kba. Krauer, 18. März 1892.

Es wäre mir sehr interessant, den Nachweis dafür nur einigermaßen geführt zu sehen, in welcher Weise Viehhölle den Menschen am freien Denken hindern.
Kba. Schröder (Elbstadt), 23. Mai 1879.

Meine Herren, irgendein geistvoller Mann hat einmal gesagt, die verständigen Leute in Deutschland seien sehr verständig, aber die Dummheit in Deutschland sei auch sehr dumm.
Kba. Dr. Wehrenpfeiffer, 17. April 1871.

Der fahrende Dichter

Lyriker gibt es in Griechenland wie Sand am Meere. Ihre Gedichte sind nicht schlechter, als diejenigen ihrer europäischen Kollegen, mit denen sie das gleiche kümmerliche Schicksal teilen. Welcher Verleger nimmt schon von ihnen Notiz, und welcher Glückspilz sieht sich einmal gedruckt? Was bleibt dem armen Poeten, der nicht verhungern will, anders übrig, als die Erzeugnisse seiner Muse persönlich an das Publikum heranzubringen, und wo böte sich dazu bessere Gelegenheit, als in den zahllosen Tabernen, die in den Abendstunden brechend voll sind!

Wenn der geharzte Landwein die Becher in die beste Stimmung versetzt hat, nimmt der fahrende Dichter seine Gelegenheit wahr. Plötzlich steht er inmitten der fröhlichen Runde. Er beginnt zu deklamieren, und sofort herrscht eine andächtige Stille. Ein Gedicht nach dem anderen erweckt den Beifall der Zuhörer, mitunter auch ihre Kritik, die den Dichter zu den höchsten Leistungen anspornt. Zwar ist am Schluß kein König da, der dem Sänger die goldene Kette reicht, aber jeder, auch der ärmste Gast, spendet ihm seinen Obulus, und zwischen den Vorträgen wird ihm von manchem Gönner ein Gläschen goldgelben Weines kredenzt.

So zieht der griechische Barde von Schenke zu Schenke, und am Schluß seiner Vortragsreise kann er gewiß sein, für einige Tage der leidlichen Not enthoben zu sein und Muse zu haben, seiner Muse weiter zu dienen.

Welcher Reiz liegt doch über einer griechischen Weinschenke, wenn sie ein armer Poet betreten hat, und wenn inmitten andächtig lauschender Zecher seine Lieder erklingen. Man möchte sich zurückversetzt glauben in alte Zeiten, wo die Zecher auf der Meisbank sich am Spiel der fahrenden Sänger erfreuten.

Gibt es in der weiten Welt ein zweites Land, wo ein Volk, obwohl es das demokratische unter allen ist, alte Sitten so treu bewahrt hat? Und das in einem Maße, daß noch aus der Not armer fahrender Gesellen der

goldfelige Zauber alter Zeiten aufsteigt, die für uns moderne Europäer längst und unüberdringlich verfunken sind!

Dr. Willy Meyer-Hornath.

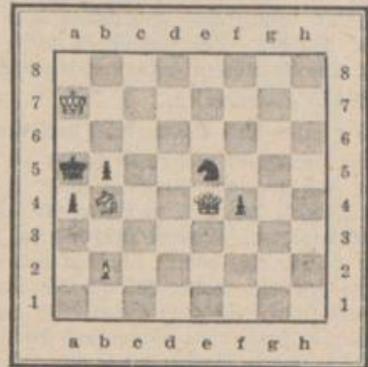
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 274.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen, Original.

Schwarz: Ka5, Sc5, Ba4, b5, f4. (5)



Weiß: Ka7, De4, Sb4, Bb2. (4)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 271: Df7-f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Demel Rudolf, Schirmdorf; Proch Anton, Predlitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Lepsch Franz, Kaplitz; Eichler Otto, Drakowa; Trepesch Waldemar und Bittner Richard, Kleinauezd; Gantner Josef u. Schamfuß Erwin, Eulau; Lohmüller Hans, Schindler Robert, Hahl Erwin, Chimlak Teo, Hofeld Otto, sämtlich Nesteritz; Tesaf Franz, Suchel; Sturm Heinrich, Brünn; Tritsch Gustav, Wisternschan; Hochfelder Hermann, Saaz; Kraus Gerhard, Turn.

Partie Nr. 100.

Unregelmäßig.

Gespielt im Meisterturnier 1935 zu Barcelona.

Weiß: Dr. Sucyer Schwarz: Maristany

1. b2-b4 e7-e5

2. Lc1-b2 Lf8-b4

Weiß wählte hier eine sehr wenig gebräuchliche

Eröffnung.

3. Lb2xe5 Sc8-f6

4. a2-a3 Lb4-e7

5. e2-e3 Sb8-c6

6. Lc5-g3

Der Läufer sollte besser nach h2 zurückgehen,

um die wichtige Diagonale a1-h8 unter Druck zu halten.

6. d7-d5

7. d2-d4 0-0

8. c2-c4 Lc8-g4

9. Sg1-f3 Lg4xf3

10. Dd1xf3 d5xc4

11. Lf1xc4 Sc6xd4!

Ein vom Führer der schwarzen Steine genau be-

rechnetes Figurenopfer.

12. e3xd4 Dd8xd4

13. Df3-c3 Le7-b4!

Dieses zweite Figurenopfer entscheidet.

14. a3xb4 Tf8-e8

15. Lc4-e2 Te8xe2+

16. Ke1xe2 Ta8-e8+

Weiß ist nun gezwungen, seine materiellen Vor-

teile zurückzugeben.

17. Dc3-e3 Te8xe3+

18. f2xe3 Dd4xa1

19. Th1-d1 h7-h5

20. Lg3xc7 Da1-b2+

21. Sb1-d2 Db2xb4

22. Td1-b1 Db4-g4+

23. Kc2-f2 Dg4-d7

Weiß gibt auf, da nun noch eine Figur verloren geht.

(Entnommen der „Nová doba“, Pilsen.)